



Eine blaue Böhmerland

Reinhard Stöckel

Leseprobe

Wenn mein Großvater nicht den Motor seines Motorrads vergraben hätte, wäre das Ding längst verrostet eingegangen in den Boden der Ukraine oder der Ardennen. Wenn man dann wüßte wo, ließe sich möglicherweise noch heute ein Stück rostiges Blech finden und unter dem abblätternden grünen Militärانstrich könnte man die originale blaue Farbe sehen.

Wenn das so wäre, stünden hier in meiner Wohnung nicht sieben Motorräder der verschiedensten Marken und Baujahre und noch mal acht im Keller – zwei blaue sind darunter und seit kurzem eine, nein nicht irgendeine, die Böhmerland.

Vermutlich wäre meine Frau dann mit meinem Sohn nicht ausgezogen.

Wenn das so wäre, dann, verstehen Sie das Dilemma, würde ich aber nie mit meinem Sohn auf der blauen Böhmerland die Allee hinaus aus der Stadt fahren können, weil dann mein Sohn zwar bei mir wäre, aber keine Böhmerland.

Allerdings säßen Sie dann auch nicht hier, auf meinem einzigen Stuhl und überlegten, welches der Motorräder Sie pfänden sollen.

Von mir aus alle, nur das eine nicht, nicht die Böhmerland!

Natürlich haben Sie recht, ein Motorrad gehört auf die Straße, nicht in die Wohnung, eine Scheune oder ein Museum. Genau so wenig wie eine Katze ins Haus gehört. Die natürliche Ordnung der Dinge muß gewahrt bleiben. Glauben Sie mir, ich weiß, wovon ich rede. Wir hatten früher selber eine Katze.

Wir hatten eine Katze, ein Pferd und einen Hund. Die Katze durfte das Haus nicht betreten, weil sie irgendwann einmal unters Sofa geschissen hatte. Wenn es ihr doch gelang, ins Haus



zu huschen, begann eine wilde Jagd mit Flüchen und fliegenden Pantoffeln. Eine Katze gehört nicht ins Haus. Sie gehört auf den Hof, in die Scheune, in den Stall.

Im Stall hatte auch das Pferd zu bleiben, sofern es nicht einen Wagen oder ein Ackergerät zu ziehen hatte. Manchmal aber kam etwas über das Pferd, das meine Großmutter als Freiheitsdrang bezeichnete. Es schlug mit den Hufen solange gegen die Stalltür, bis diese aufsprang und das Pferd wild schnaufend um den Misthaufen galoppierte. Wenn unser Hund hingegen sich in Nachbars Hühnergarten herumtrieb, hieß das Freßgier. - Freßgier und Freiheitsdrang sind manchmal schwer zu unterscheiden. -

Jedenfalls, so schien mir, weigerten sich die Tiere, den ihnen von den Menschen zugewiesenen Platz einzunehmen.

Da war das alte Motorrad geduldiger. Es war ein blaues Motorrad. Ich nannte es Mohikaner. Den Namen Mohikaner verdankte das Motorrad einem Irrtum, meinem Irrtum. Bevor ich ihm begegnete, gehörte es zu meinen Lieblingsbeschäftigungen, den großen Jungs zu zusehen, wie sie Regenwürmer auf Sicherheitsnadeln spießten und damit Stichlinge aus dem Dorfteich angelten. Einmal unterhielten sie sich über Indianer. Die Pferde der Indianer, erfuhr ich, sollten viel kleiner als unseres sein. Ich stellte mir vor, dass sie klein genug waren, so dass auch ich darauf reiten konnte. Dem Gespräch entnahm ich, dass diese Pferde Mohikaner und die Indianer zum Stamme der Mustangs gehörten.

Eines Tages öffnete ich die kleine Tür im großen Tor der Scheune auf unserem Hof. Ich weiß nicht, ob ich die Scheune das erste Mal betrat. Ich weiß nur, dass ich an diesem Tag eine Entdeckung machte.

Da stand er, mit Stroh, Staub und Hühnerscheiße bedeckt, mein Mohikaner. Und als ich mit dem Finger über die verstaubte Blechhaut strich, war es, als bräche ein Streifen blauen Himmels durch eine graue Wolkendecke. Er hatte genau die richtige Größe um einen etwas klein geratenen, aber um so tapfereren Mustang wie mich zu tragen.

Nachdem ich der Großmutter am Abend von meinen erfolgreichen Büffeljagden berichtet hatte, hörte ich sie durch die Tür des Schlafzimmers mit der Mutter reden.

Der Junge, sagte sie, hat eine große Imagination.

O je, sagte die Mutter, auch das noch.

Mein Leben als Mustang währte einen Sommer lang. Als ich im nächsten Frühjahr die Scheunentür öffnete, hatte sich mein blaues Pferd in ein Motorrad verwandelt. Inzwischen



konnte ich entziffern, was auf den Tank geschrieben stand: Böhmerland. Anfangs klang dieser Name nach einem fernen Land voll dunkler Wälder, klaren Seen und weiten von Büffeln durchzogenen Prärien, später aber erinnerte er mich eher an Vaters sonntagvormittägliche Blasmusik im Radio. Jedenfalls behielt das Motorrad den Namen Mohikaner und ich schwang mich auf den Sitz. Dass der Motor fehlte, hatte in dieser Phase meiner Bekanntschaft mit dem Mohikaner allerdings noch immer keine Bedeutung. Eher schon die Farbe Blau. Mir war klar, nur mit einem blauen Motorrad konnte man wirklich ins Blaue hinein fahren, in den Himmel hinein zum Beispiel. Wie die Schwalben, die einen eben noch mit ihrem Sturzflug erschreckten, im nächsten Moment hoch aufstiegen, sich in einen Punkt verwandelten und schließlich in ein Stück des unendlichen Blaus, aus dem sie irgendwann zwitschernd wieder auftauchten, um über dem Misthaufen nach Fliegen zu jagen.

Die Farbe Blau jedenfalls und Motorrad gehörten für mich zusammen. Und noch lange Zeit später, mußte ich beim Anblick eines schwarzen oder bordeauxroten Motorrades denken: Das ist doch gar kein richtiges Motorrad.

Das Motorrad gehörte übrigens meinem Großvater. Doch der Großvater fuhr nicht mit dem Motorrad, weil er, wie die Großmutter sagte, im Krieg geblieben war. Der Krieg hatte irgendwann früher stattgefunden, da aber Großvater dort geblieben war, mußte der Krieg noch da sein.

Vor meiner Zeit mit Mohikaner wäre ich manchmal gerne bei Tante Almuth und ihrer Schokolade in der Stadt geblieben. Manchmal gab sie mir in buntes Stanniolpapier eingewickelte kleine Schokoladentäfelchen. Sorgfältig wickelte ich die Schokolade aus ihrer Umhüllung und gab der Tante das Papier zurück. Sie verzierte damit vertrocknete Getreidehalme in ihrer Vase, so dass über die vielen Besuche bei ihr ein bunter Strauß von glänzenden Schokoladenerinnerungen entstanden war.

Schokolade war also etwas was zuerst glänzte, dann duftete, dann süß schmeckte und schließlich klebte; erst an den Händen, dann an der Hose. Deshalb konnte ich auch nie lange bei Tante Almuth bleiben. Denn so, sagte die Mutter und ernannte mich zum Mann, kann man doch nicht 'rumlaufen.

Ich stellte mir vor, dass der Großvater im Krieg geblieben war, weil es dort Schokolade gab. Und ich dachte, dass Erwachsene Kindern, Katzen und Pferden offenbar etwas voraus



hatten: Sie konnten bleiben, wo es ihnen gefiel, auch wenn sie klebrige Flecken auf der Hose hatten. Denn was konnte, des Großvaters Bleiben im Krieg anderes bedeuten, als dass er dort bleiben wollte.

Manchmal saß ich auf dem blauen Motorrad und war Melder. Einmal bekam ich von Tante Almuth zum Geburtstag einen Beutel bunter Schokoladentäfelchen geschenkt.

Ich bin sofort zum Großvater an die Front gefahren. Wir saßen im Schützengraben, aßen Schokolade und schossen mit bunt glänzenden Stanniolkugeln zum Feind hinüber.

Natürlich wußte ich bald, dass der Krieg eine ernste Sache war. Unser neuer Fernseher half mir, zu erkennen, dass Schokolade auch dort knapp war und dass man, statt buntes Stanniolpapier auf gackernde Hühner, Handgranaten auf Panzer warf. Wenn man mit solchen Handgranaten am Gürtel gegen ein Maschinengewehrnest stürmte, dann war man ein Held. Ich war sicher, Großvater war so ein Held und deshalb brauchte ihn der Krieg noch immer. Und deshalb brauchte der Großvater eine schöne Sanitäterin, die nach den Heldentaten seine Wunden verband.

Da ich mich im Leben schon einigermaßen auskannte, sagte ich der Großmutter lieber nichts von der Sanitäterin. Auch fürchtete ich, wieder der Imagination verdächtigt zu werden.

So einen Stern, wie die Sanitäterin an ihrer Mütze trug, malte ich auf den Tank meines Motorrads. Gemeinsam mit Großvater und der schönen Sanitäterin jagten wir die Faschisten in Gestalt meines ausgedienten Teddybären und der Hühner aus unserer Scheune. Dieser Krieg war meine schönste Zeit.

Der Schulaufsatz „Mein Vorbild“ setzte ihr ein jähes Ende. Während die anderen einen Mann mit Namen Ernst Thälmann, genannt Teddy, zu ihrem Vorbild auserkoren, schrieb ich über meinen Großvater. Ich vergaß nicht, neben seinen Heldentaten im Krieg, zu erwähnen, dass er nie in der Nase gebohrt, keine schlechten Worte aus seinem Mund und aus dem Gegenstück keine schlechten Winde entlassen hatte. Zumindest hatte ich das den Vorhaltungen der Großmutter entnommen, wenn mir derlei widerfuhr.

Immerhin, so konnte ich anfügen, könne mein Großvater, nach Aussage meiner Großmutter stolz auf mich sein, da ich das Geschirrtuch gut zu handhaben wüßte.

Ich durfte als einziger meinen Aufsatz vorlesen. Als ich das letzte Wort meines Aufsatzes vorlas, spürte ich, dieses Wort fiel in die Stille wie ein Stein in einen Abgrund. Der Abgrund war tief, der Stein fiel und fiel. Und dann schlug er auf.



Der Sitz des langen Dieter schlug, als er aufsprang, krachend an die Lehne.

Dem sein Opa, rief er, war in der Wehrmacht. Ich weiß das genau von meinem Opa und der war im KZ gewesen, wie unser Teddy. Ein Faschist war dem sein Opa und ein Vorbild lange nicht!

Der Lehrer nickte verständnisvoll und sagte nur: Ich weiß. Dann zog er ein Büchlein aus der Tasche, da waren viele Fotos drin. Rauchende Soldaten neben Menschen, die an Stricken hingen. Einer stand lachend neben einer Grube, in der Menschen lagen. Die Stunde dauerte sehr sehr lange.

Als ich aus der Schule kam, saß die Großmutter in der Stube und weinte: Zwischen ihren Schluchzern schimpfte sie: der Schuft, der herzlose Schuft. In ihren Händen hielt sie einen Brief mit einer fremdländischen Briefmarke.

Ich muß die Großmutter, die ich zuvor nie weinen gesehen hatte, ziemlich verduzt angesehen haben. Sie strich mir über den Kopf und sagte: Dein Großvater, er – die Schluchzer fielen wieder über sie her - er ist ein Schuft. Ach, wie kann einer nur so herzlos sein ...

Ich nickte verständnisvoll und sagte nur: Ich weiß, Oma, ich weiß!

Ich lief in die Scheune. Wütend trat ich gegen das Motorrad. Großvater hatte kein Herz und das Motorrad keinen Motor. Ich wußte nicht, woher meine Wut kam, aber ich wußte sie war sehr groß. Und dass sie mit Weibertränen durchmischt war, machte mich noch wütender. Ich glaube nicht, dass die in der Scheune anwesenden Hühner an jenem Tag noch in der Lage gewesen waren, Eier zu legen. Dem Plüschbären kostete meine Wut zusätzlich zu seinen bisherigen Kriegswunden ein Bein.

Dann lag ich im Stroh und gedachte meiner Zeit vor dem Krieg als ich noch ein Mustang war

...